

# Brief an meinen Landsmann William Martin

Autor(en): **Blocher, Eduard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **13 (1913-1914)**

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-749346>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## BRIEF AN MEINEN LANDSMANN WILLIAM MARTIN

Lieber Herr Landsmann,

Nach den Regeln bewährter Stilkunst sage ich Ihnen zu allererst eine Artigkeit: es freut mich, dass es endlich welsche Schweizer gibt, die unsre liebe schweizerdeutsche Heimatsprache nicht verachten. Ich habe in dieser Beziehung schon anderes erlebt. Vor etlichen Jahren schrieb ich einen Aufsatz zugunsten der Mundart. Darauf erhielt ich von einem welschen Landsmann eine höhnische Postkarte, die unter anderm den schönen Satz enthielt: „fils d'une mère suisse allemande, je n'ai cependant jamais voulu apprendre à kotzen.“ Und ein von mir sehr verehrter Genfer, Herr Paul Seippel, hat mich im *Journal de Genève* verspottet, weil ich in einem ausschließlich für deutsche Schweizer bestimmten Schreiben statt Februar das jedem Schweizer verständliche, urecht alemannische *Hornung* brauchte, das bis vor dreißig Jahren in der Bundeskanzlei ausschließlich gebraucht wurde. Nun, Ihr Urteil über unser Schweizerdeutsch lautet also anders, das ist brav und klug von Ihnen und verdient einen warmen landsmännischen Händedruck.

Und noch etwas gefällt mir gut an Ihnen. Vor wenigen Jahren las ich einen Aufsatz aus Ihrer Feder, worin Sie von der Einführung des einheitlichen schweizerischen Zivilgesetzbuches abmahnten, und zwar in dem Augenblick, wo die Frage entschieden war und in Volk und Räten einhellige Freude über das endliche Gelingen des großen Werkes herrschte. Da waren Sie um etliche Jahre zu spät gekommen, und ich lächelte ein wenig darüber. Heute kommen Sie nicht um etliche Jahre, sondern gleich um Jahrhunderte zu spät mit Ihrer Aufforderung, eine schweizerische Schriftsprache zu gründen. Und, sehen Sie, das gerade gefällt mir an Ihrem Vorschlag: Sie sind einer von der Sorte, die ich liebe, ein Romantiker, der das Erbe der guten alten Zeit ohne Notwendigkeit nicht aufgibt und der auch einmal gegen seine sämtlichen Zeitgenossen allein eine Meinung zu haben wagt. Und wenn Sie nun in Ihrem nächsten Aufsatz vorschlagen werden, die gemeinen Herrschaften wieder herzustellen und den fünfund-

zwanzig Kantonen ihr Münzrecht wieder zu geben — es war so viel schöner und gemütlicher, Rappen, Kreuzer, Batzen, alte und neue Franken, Gulden, Kronen und Pfunde zu haben, statt der langweiligen, stets in dieselben 100 Rappen eingeteilten ausländischen Franken — dann werde ich mich wieder freuen, dass es noch Menschen gibt, die sich um ein Jahrhundert Geschichte den Kuckuck scheren, und frisch und froh im zwanzigsten Jahrhundert mit Zopf und Degen herumwadenstrümpfeln.

Über die Undurchführbarkeit Ihres Vorschlages wird nun freilich in der Schweiz nur *eine* Meinung herrschen. Die Frage ist entschieden worden, als im Jahr 1518 die Basler Buchdrucker Luthers Schriften nachdruckten, als im Laufe der beiden folgenden Jahrhunderte die Zürcher Theologen in den Neudrucken ihrer Bibel stufenweise eine landschaftliche Eigenheit der Sprache nach der andern beseitigten.

Wer unser schweizerdeutsches Sprachleben kennt, der geht nicht so leicht über die Vereinheitlichung der Mundarten weg, wie Sie es tun. Während Sie die Vereinheitlichung und Ausgleichung der Mundarten als eine für ihren Bestand erfreuliche Erscheinung anzusehen scheinen, liegt hier gerade die *Hauptgefahr* für die Zukunft unsrer heimatlichen Sprache. Die Widerstandskraft der Mundart liegt in dem heimeligen Reiz ihrer örtlichen Besonderheiten; in dem Maße, wie diese verschwinden, bekommt die Mundart das Aussehen von verdorbenem Hochdeutsch, verliert für uns an Reiz und macht der Schriftsprache Platz. Wer die Mundart fördern will, der muss in jedem Kanton die örtliche Mundart pflegen, was Sie ja freilich *auch* vorschlagen. Aber das ist wieder sehr schwer durchführbar in unserm Zeitalter des Verkehrs. Wie sollen die elsäßischen Schulbrüder, die in Brig die Knabenschule leiten, wie sollen die zahlreichen Thurgauer, Sanktgaller, Graubündner Lehrer in Basel die örtliche Mundart fördern, lehren, einprägen? Herauskommen kann da nur jene Abschleifung, Ausgleichung, Verschmelzung der Mundarten, von der ich eben sagte, dass sie einen Zerfall bedeutet.

Weshalb nun dieser aussichtslose Vorschlag zu einem völlig unmöglichen Versuch? Sie sagens uns ziemlich deutlich: der fremde Einfluss auf die Schweiz soll dadurch gebrochen werden, der mächtige norddeutsche Einfluss. Das ist eine große Sorge, die

wir ja alle sehr gut verstehen. Aber ist die Unabhängigkeit der Schweiz durch die deutsche Schriftsprache wirklich gefährdet? Sie, Herr Martin, schreiben, sprechen, denken in der Sprache der Ile de France, wie alle Gebildeten unter unsern welschen Landsleuten. Und Sie würden es doch nicht gelten lassen, wenn ich Ihnen vorwürfe, dass die Welschen keine rechten Schweizer seien, fremden, unschweizerischen Geist in sich aufgenommen hätten. Weshalb trauen Sie den deutschen Schweizern, die die Eidgenossenschaft gegründet und mit ihrem Blut am Leben erhalten haben, weniger zähes Schweizertum zu als den später dazugekommenen welschen? Warum soll der amtliche und schriftliche Gebrauch der hochdeutschen Sprache *neben* der Mundart *unsrer* Vaterlandsliebe und Eigenart schaden, wenn *Ihre* Vaterlandsliebe und Eigenart den *ausschließlichen* Gebrauch der französischen Schriftsprache ertragen hat? Dieses Zeugnis des Misstrauens könnten wir Ihnen eigentlich übel nehmen, lieber Herr Landsmann.

Nun werden Sie nicht müde, die hochdeutsche Sprache für uns Schweizer ein *idiome étranger, une langue étrangère* zu nennen. Das können Sie aber nur, weil Ihnen die Geschichte der deutschen Schriftsprache nicht bekannt und unser ganzes Sprachleben fremd ist.

Die hochdeutsche Sprache ist *unsre* Sprache, ja sie ist sogar *unsre Muttersprache* aus folgenden Gründen.

Im engsten Sinn ist *unsre Muttersprache* freilich die Mundart, weil jeder von uns sie zuerst gelernt hat und am liebsten und besten spricht. Aber diese Mundart ist deutsch, so deutsch wie die der Württemberger, Sachsen und Tiroler. Für den schriftlichen Gebrauch haben alle diese Völkerschaften wie wir Schweizer nicht ihre Mundarten ausgebildet, sondern in gemeinsamem Ringen eine Schriftsprache geschaffen, die von unsern Mundarten aus leicht verstanden, angeeignet und anempfunden werden kann. Hochdeutsch ist uns darum nicht eine fremde Sprache, sondern es ist diejenige Form *unsrer Muttersprache*, die wir für den schriftlichen Gebrauch, für wissenschaftliche Darlegungen, für die mannigfachen Bedürfnisse des öffentlichen Lebens ausgebildet haben. In Ihrem Sinne verstanden wäre Hochdeutsch auch für die niedersächsischen Bauern, für die Wiener und Stuttgarter ein

idiome étranger und überhaupt für keine zehn Millionen Menschen die Muttersprache.

Fremd ist uns das Hochdeutsche auch nicht in dem Sinne, dass es ohne unser Zutun entstanden wäre. Jeder Kenner unsrer Sprachgeschichte kann Ihnen sagen, dass wir Schweizer zur Ausbildung der Schriftsprache ganz bedeutende Beiträge geleistet haben und auch heute noch leisten. In dieser Hinsicht stehn wir ganz anders da, als die französische Schweiz, die ihre Sprache fix und fertig in fast unantastbarer Form aus Paris bezieht und in der Schule gegen alle heimatliche Eigenart als gegen etwas Unerlaubtes Krieg führen muss. An unsrer Schriftsprache haben wir mitgearbeitet und deshalb gehört sie zu uns.

Muten Sie uns nicht zu, Goethe, Schiller, Lessing und Gottfried Keller als Dichter einer *fremden* Sprache zu betrachten. So empfindet kein deutscher Schweizer. Der herrliche *Faust*, der jedem von uns ans Herz gewachsene Schillerische *Tell*, sie gehören uns so gut wie den Berlinern und Münchnern. Wir genießen und lieben sie als Werke, die aus unserm Geiste geschaffen sind. Sagen Sie uns nicht, das sei eben Weltliteratur und gehöre jedermann. Wir wissen im Kulturleben die Entfernungen zu messen und zwischen Eigenem und Fremdem zu unterscheiden. Ich weiß sehr gut, was ich meiner jahrelangen liebevollen Beschäftigung mit französischer Literatur verdanke. Aber mein Verhältnis zu La Fontaine und Lamartine ist etwas völlig anderes als mein Verhältnis zu Goethe und Uhland; jene sind Fremde, die mir gefallen, von denen ich dies und das lerne, die mir manches geben, diese packen mich im Innersten weil es *unsre* Dichter sind, die *uns* aus dem Herzen sprechen. Und so empfinden alle deutschen Schweizer, — vielleicht ein paar blasierte Bildungsgigerl ausgenommen, bei denen Sie jedoch alles eher finden werden als die Wertschätzung unsrer Mundart.

Ein gesittetes und gebildetes Kulturvolk will etwas sein eigen nennen. Was uns ein Dutzend wackerer, heimeliger Landsleute an mundartlichem Schrifttum geschenkt hat, das lieben wir von ganzer Seele. Aber es ist im ganzen wenig und es sind Sachen zweiter und dritter Güte. Es kann uns nicht genügen. Wir haben bisher die Großen der deutschen Literatur mit Stolz und Freude zu den Unsrigen gezählt, uns gefreut, dass wir sie unmittelbar

aus unserm eigenen Volkstum heraus verstanden. Glauben Sie wirklich, wir deutsche Schweizer wären geneigt, hierauf zu verzichten, Deutsch als eine fremde Sprache zu betrachten und sogar unser eignes ehrliches Schwizerdütsch, das immer und überall so geheißten hat, nun auf einmal nach Ihrem Vorschlag aller Wahrheit zum Trotz nicht mehr als deutsch gelten zu lassen? Und wozu? Damit Ihnen und einigen andern Lesern der Pariser Zeitungen künftig die Unannehmlichkeit erspart bleibe, das Wort Suisse mit dem für Sie unlustbetonten Worte allemand verbunden zu sehen? Nein Herr Landsmann, so gern wir Ihnen sonst gefällig sind, das ist zuviel verlangt. Wir dürfen Ihretwegen nicht an unsrer Vergangenheit Verrat begehen und jahrhundertalte offenkundige Wahrheiten leugnen. Wir stehen zu dem was wir sind, und werden deswegen fortfahren unsre Mundart als das zu bezeichnen was sie ist, als *Schweizerdeutsch*.

Sie verlangen aber noch größere Opfer von uns als die Verleugnung unsres eigenen Wesens. Wenn wir Ihrem Rat folgten, würden wir uns für den geistigen und wirtschaftlichen Wettbewerb aufs tiefste schädigen. Schon jetzt ist uns in Handel und Wandel sehr oft der gewandte Norddeutsche überlegen, weil wir seine Sprache nicht geläufig genug sprechen. Alle unsre Kaufleute klagen über die ungenügende Kenntniss ihrer Lehrlinge in der deutschen Sprache. Wird Ihr Plan verwirklicht, so sind wir völlig dazu verurteilt ein ungeschicktes und unzugängliches Nichtganzdreimillionenvölklein zu werden, dessen Angehörige bei sonst großer Tüchtigkeit nirgends in der Welt recht zu brauchen wären. Jetzt hat jeder halbwegs erträgliche unter unsern Schriftstellern die Aussicht, dass man seine Sachen alsbald in Hamburg, Wien und Riga, ja in — Genf liest. Schreiben wir einmal alemannisch, dann sitzen wir auf dem Isolierschemel, nur die besten Sachen dringen dann über unser Land hinaus. Wir würden dabei verkümmern, unser geistiges Leben allmählich absterben. Nochmals, Herr Landsmann, das ist zu viel verlangt. Wir wollen leben, auf die Gefahr hin, dass Sie nicht mit der Art einverstanden sind, *wie* wir leben.

Wenn wir dann noch wenigstens bei der Verwirklichung Ihres Vorschlags die Freude hätten, durch unsre Abschließung

gegen Deutschland nähern Anschluss an unsre nichtdeutschen Landsleute zu gewinnen! Aber nicht einmal das steht uns in Aussicht, wie Ihnen sehr richtig die *Suisse Libérale* am 20. Januar letzthin entgegengehalten hat. Die Verstärkung der Mundart würde den Graben erweitern, der uns von den welschen Landsleuten trennt. Diese können allenfalls, wie die *Suisse Libérale* sehr gut sagt, auf hochdeutsch mit uns verkehren; die Erlernung der Mundart können wir ihnen nicht zumuten. Es bliebe vielleicht der Ausweg, dass wir noch mehr Französisch lernten als bisher, also drei Sprachen, Schwizerdütsch als Schulsprache, Hochdeutsch als Fremdsprache und Französisch als zweite Fremdsprache, alles sehr gründlich. Das erträgt einmal ein Einzelner, der auf seine formale Bildung sehr viel Zeit und Geld verwenden oder aus dem Sprachenlernen sein Lebenswerk machen kann, aber ein Volk erträgt das nicht ohne zu verdummen. Das wird ihnen jeder Lehrer sagen, falls Sie es nicht selbst schon wissen.

Es geht also nicht an, dass wir Ihren Vorschlag annehmen; wir dürften es auch dann nicht versuchen, wenn es sich machen ließe. Für unser Volk gibt es nur zwei Möglichkeiten, wenn wir nicht untergehen und erdrückt werden wollen. Entweder wir müssen das Beispiel der französischen Schweiz befolgen, wo die Lösung gilt: *mort au patois*. Das wollen wir nicht, weil wir mit zäher Liebe an unsrer Mundart hängen, die uns ans Herz gewachsen ist (denn es ist nicht richtig, dass, wie Sie sagen, die schweizerdeutsche Mundart bei uns missachtet sei; das ist sie in der welschen Schweiz). Oder wir müssen fortfahren wie bisher und alle Liebe und Sorgfalt auf die Erlernung unsrer edlen und schönen Schriftsprache verwenden, und dabei gleichzeitig durch Bildung des Gemütes, des heimatlichen Sinnes und des Geschmackes die Mundart als ein teures Gut pflegen und wahren. Diese doppelte Aufgabe ist eine nicht geringe Belastung unsres Eigenlebens. Sie, lieber Herr Landsmann, können uns dabei helfen, wenn Sie bei Ihren welschen Sprachgenossen dafür eintreten wollen, dass man uns nicht jede Anstrengung, unsre Muttersprache, Mundart oder Schriftsprache, besser zu pflegen, als *pan-germanisme* mit allen möglichen Verdrehungen und Beschimpfungen in Grund und Boden hinein schlecht macht, wie mir das

einigemale sogar von guten welschen Zeitungen und Zeitschriften zu Teil geworden ist.

Gestatten Sie noch ein Wort über die Einschweizerung der eingewanderten Reichsdeutschen, die Ihnen mit Recht ein Anliegen ist. Die Aufsaugung der Fremden ist uns bis jetzt sehr gut gelungen, weil wir die Fremden halbwegs anständig behandelt haben. Erschwert werden kann sie uns durch eines: wenn wir nämlich vor lauter Ängstlichkeit in einen nationalistischen Übereifer verfallen, bei jeder Gelegenheit den Fremden fühlen lassen, dass er ein Fremder ist, stets und überall unser Schweizertum eckig und derb herauskehren. Deswegen sehe ich alle die jetzt so zahlreichen gut gemeinten Versuche und Gründungen zur Stärkung des schweizerischen Selbstbewusstseins mit recht gemischten Gefühlen aufkommen. Sie können nützen, aber ebenso gut auch das Gegenteil von dem erreichen, was sie erstreben. Sie können leicht einen lächerlichen Chauvinismus erzeugen, der uns schädigt. Auch unsre sprachliche Abkapselung könnte das Gegenteil bewirken von dem, was sie nach Ihrer Meinung soll.

Wir sind nicht in einer sehr günstigen Lage, seitdem die Einkreisung der Schweiz erst durch zwei, dann drei, endlich vier Großmächte vollendet ist. Aber es ist auch kein Grund zum Verzweifeln da. Unsre eigenartigen politischen Anschauungen und Einrichtungen bewirken, dass die bei uns einwandernden Fremden die Schweiz lieben und sich gern einfügen und anpassen, wenn wir es ihnen nur erleichtern, — und bewirken zweitens, dass wir für jeden der uns umgebenden Staaten ein unverdaulicher Brocken sind. Bleiben wir, was wir seit Jahrhunderten sind, hüten wir uns davor, durch künstliche Umbiegungen, wie die von Ihnen vorgeschlagene, uns selbst irre zu machen an dem was wir sind und wollen; dann hat es keine Gefahr. Die Furcht ist wie der Hass ein schlechter Berater, auch die Furcht vor Deutschland.

Ich bin und bleibe mit Schweizer Gruß und Handschlag Ihr deutscher Landsmann

ZÜRICH

EDUARD BLOCHER

